

Der Mann, der sein eigenes Grab besuchte

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **240 (1967)**

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Mann, der sein eigenes Grab besuchte

Von Otto Zimmiker

Zeichnungen von Rudolf Moser, Bern

Lassen Sie mich die Geschichte jenes Mannes erzählen, der gelegentlich sein eigenes Grab besuchte und es, weil sich außer ihm kein Mensch darum kümmerte, mit Blumen der jeweiligen Jahreszeit schmückte. Es ist eine Geschichte, die das Leben und der Tod geschrieben haben. Sehr oft wird mein einstiger Schulkamerad und Spielgefährte Markus Baumann freilich nicht mehr an seiner verwahrlosten Grube stehen und über Vergangenes nachsinnen; denn das Holzkreuz mit den zur Unleserlichkeit verwitterten Buchstaben und Ziffern blickt auf ein beträchtliches Alter zurück; die irdischen Reste des darunter liegenden Menschen sind längst vermodert, und eines nahen Tages wird alles samt der verbeulten Blechbüchse mit den verwelkten Blumen verschwinden.

Ici repose
en paix
Markus Baumann
1917–1935

Diese nüchterne Inschrift auf dem morschen Kreuze sagt alles. Sie verrät den Namen eines Jünglings, der den Angaben nach im Alter von

erst achtzehn Jahren dahingerafft wurde, sich aber in Wirklichkeit bei blühender Gesundheit des Daseins erfreute. Wenn ich behaupte, mit der Grabinschrift habe es seine absolute Richtigkeit, so verwirren sich die Dinge noch beängstigender ins Geheimnisvolle, Mysteriöse und fordern gebieterisch Aufklärung. Hier ist sie.

Die Familie Baumann zog nach dem ersten Weltkrieg aus dem Oberland in einen Vorort unserer Stadt, wo ihr Ernährer als tüchtiger Möbelschreiner ein gutes Auskommen fand. Sie siedelte sich am Rande des zwar wohl eingemeindeten, doch in seinem Wesen eigenständigen Dorfes an, und in ihrer Wohnung walteten Ordnung und Sauberkeit. Markus und seine drei Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester, wurden streng und gerecht erzogen. Die Mutter hatte tagsüber allerdings die größte Mühe, die Wildfänge im Zügel zu halten, aber sie gehorchten ihr doch auf den leisesten Wink. Die elterlichen Erziehungsgrundsätze setzten sich aus Liebe und Vorbild zusammen, gegen welche Widerrede und Schmollerei nicht einmal versuchsweise aufkamen.

Markus, der älteste, stellte sich in der Schule in den meisten Fächern an die Spitze unserer Klasse.

Daneben war er alles andere als ein Streber und Musterknabe. Dank seiner aufgeschlossenen, bescheidenen, frohmütigen Art gewann er rasch die Zuneigung der Lehrer und Kameraden. Mitteltgroß, breitschultrig und muskulös gewachsen, glänzte er auch in der Turnstunde durch erstaunliche Leistungen. Er stemmte Hantelgewichte, die wir andern kaum in Kniehöhe brachten; an Reck und Barren riß er sich tollkühn zum Riesenschwung, zum Hochstand und zur Luftrolle empor. Wir Stümper bewunderten und bejubelten ihn, indes er selbst, aller Großhansereien bar, nicht das geringste Aufheben davon machte. Markus gab uns auch sonst manches Rätsel zu knacken. So blieb uns etwa die Tatsache schleierhaft, daß er als stiller, gesitteter Bursche bei allen Schlingeleien die Hand im Spiele hatte, ja, daß er im Nushecken schelmischer Streiche, für die er die Verantwortung auf die eigene Kappe nahm, eine geradezu uner schöpfliche Phantasie an den Tag legte.

Ein Ereignis lebt in meiner Erinnerung fort, als hätte es sich erst gestern zugetragen. Wenn gegen Sommerende die grünen und weißen Romödiantenwagen der Seiltänzer in der Stadt aufzuhren, geriet unsere Jungmannschaft außer Rand und Band. Wir mußten unbedingt dabei sein, sobald auf dem Brunnenplatz Eisenstäbe eingerammt, Langbretter auf Böcke gefügt, Stangen und Masten aufgerichtet und das hohe Seil gespannt wurden. Mit der Ankunft der Artisten sprang die Bevölkerung der ganzen Talschaft wie elektrisiert auf die Beine. Denn die Seiltänzerromantik übte damals noch eine starke Anziehungskraft aus. Für uns Kinder aus dem Vorort kam natürlich nur die Vorstellung vom Sonntagnachmittag in Frage. Der Eintrittspreis für die Stehplätze belief sich auf einen Franken; Jugendliche bezahlten die Hälfte. Beim Besteigen des hohen Seils wurde zudem eine mäßige Nachtaxe erhoben. Die Eltern versahen uns großmütig mit dem nötigen Kleingeld.

Herrgott, es war unsagbar schön! Die Darbietungen der Jongleure, der Aquilibristen und Sprungbrettatrobaten, die halsbrecherischen Produktionen am Trapez, die Späße der Clowns, die schwungvollen Tänze, die komische Pantomime – alles bezauberte, berauschte uns. Zur Abwicklung der vorletzten Programmnummer erschien im

glitzernden Artistendreh der kleine Zips, fast noch ein Knabe, auf der Bühne. Er verbeugte sich anmutig nach allen Seiten, flog leicht wie ein Vögelchen auf das in Mannshöhe angebrachte niedere Seil, faßte wägend die Balancierstange in der Mitte und tänzelte unter den schmelzenden Klängen der mechanischen Drehorgel wiederum wie von Flügeln getragen über den schwierigen Weg. Vom andern Ende kehrte er, mit den Sohlen spielerisch Halt suchend, zum Ausgang zurück. Dieses Hin und Her wiederholte der Knirps in rhythmischer Beschleunigung wohl ein Duzend Male. Schließlich setzte er bei feierlich verstummerter Orgel und unter atemloser Spannung der Zuschauer zum Höhepunkt an. Mit ausgreifenden Schleifschritten schob er sich zur Seilmitte vor, prüfte mit federnden Hüften die Straffheit der Bahn, schnellte plötzlich wie ein Ball in die Luft, drehte einen Salto mortale und faßte sichern Stand. Händeklatschen brauste über den Platz und weithin durch die Gassen der Altstadt. Zips sprang herunter, verneigte sich lächelnd wieder nach allen Seiten und verschwand.

Aber das alles, mochte es uns noch so großartig erscheinen, stellte sich doch bloß als Vorspiel zum letzten Akt heraus, zum Besteigen des hohen Seils. Auf das Zeichen eines Trompetenstoßes verließ das Publikum die Arena und scharte sich in Gruppen und Grüppchen an der Peripherie des Brunnenplatzes.

„Fest anziehen, bitte!“ rief der Artistenalte. „Bitte, fest anziehen!“

Einige Männer, die sich dazu aufgefordert fühlten, traten vor, faßten die vom armdicken Seil herunterbaumelnden dünnen Kordeln in die Fäuste, verstemmten sich gegen die Pflastersteine und legten sich gewaltig ins Zeug. Und schon stand Tonio, der Meisterartist, in blendendweißen Strümpfen und schimmerndem Dreh auf dem fußbreiten Brett an der wimpelgeschmückten Gabelung der mächtigen Stützmaße, wischte sich mit einem Tuch die Hände trocken und spazierte mit leise schwankender, langer Balancierstange so elegant zwischen Himmel und Erde dahin, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. Obwohl er durch ein Sicherungsnetz vor dem tödlichen Absturz bewahrt wurde, pochte uns Buben doch das Herz im Leibe. In der Seilmitte verharrte Tonio ein



... begannen wir allen Ernstes mit der artistischen Schulung

Weilchen, ganz so, als befänne er sich auf die Wahl des Weiterweges, beugte sich dann leicht vor und lief in den nächsten Sekunden wie aus der Pistole geschossen zum jenseitigen Standbrett am Rathaussturm hinüber.

Während Tonio vor der Turmluke gemächlich seine Vorbereitungen zur Hauptattraktion traf, bewegten sich livrierte Gestalten und Grüppchen zu Grüppchen, streckten ein Blechtellerchen zum Einkassieren der Nachtaxe hin und mahnten wieder und wieder, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert sei. Unterdessen hatte Tonio haushoch über unsern Köpfen ein Fahrrad bestiegen, dessen Gestänge und Speichen in der Nachmittagssonne silbrig aufblitzten. Und schon stieß er auf seinem Behikel vom verlässlichen Post des Standbrettes auf winziger Fahrstraße ins Ungewisse, Leere hinaus. Die Felgenreifen genau ins Seil gefügt und die Balancierstange an die Brust erhoben, pedelte er in kleinster Übersetzung der langsam sich senkenden Seilmittle entgegen, hielt dort inne, faßte auf den Verlängerungen der Hinterradnabe Fuß und schwang sich, den Kopf auf dem Sattel, zum Hochstand empor. Unter ungeheurem Jubel der Menge radelte Tonio die Strecke zu Ende, legte das Fahrrad in die Gabelung und hangelte an der schwe-

benden Strickleiter zur Erde herab. Das Volk verlief sich, und fünf Minuten später lag der geräumige Brunnenplatz wieder still im Sonntagsfrieden.

Markus Baumann, unser Anführer im Vorortquartier, war Feuer und Flamme und entschloß sich, die Kunst der Seiltänzer nachzuahmen. In einem an die Baumannsche Wohnung stoßenden Baumgarten zog sich ein leicht erhöhter, topfebener Boden hin. Dieses topographische Idyll wurde an den beiden Längsseiten von Birnbäumen gesäumt. Der Gedanke, ein Wagenseil, das man sich bei einem Bauern ausleihen konnte, von einem Stamm zum andern quer über den Platz zu spannen, drängte sich geradezu auf. Nachdem wir uns noch ein Leiterchen zum Besteigen des Seils beschafft hatten, begannen wir allen Ernstes mit der artistischen Schulung. Es konnte zwar keine Rede davon sein, die künstlerische Präzision des auf dem Brunnenplatz Geschauten auch nur entfernt nachzuahmen oder gar zu erreichen, aber ein Abglanz davon sollte doch aus unserem Baumgarten in die Welt hinausstrahlen.

Markus kletterte als erster hinauf und behändigte als Balancierstange einen brüchigen Bohnenstängel, der sich aber schon beim Versuch unseres

Lehrmeisters, barfüßig über das Seil zu springen, als unzulänglich erwies. Deshalb sandte Markus zwei seiner Untertanen nach einem währschafften Bindbaum aus. Nach einer halben Stunde schlepp-ten sie das Ungeheuer, das sie in Gott weiß welchem Wagenschuppen gestohlen haben mochten, ächzend zum Übungsplatz herauf. Mit seiner Hilfe kämpfte sich Markus dann auch wirklich bis zur Seilmitte vor. Dort aber zerbrach seine Kunst: der messerscharfe Luftpfad schaukelte unter seiner Last bedenklich hin und her, so daß er es vorzog, rechtzeitig abzuhüpfen.

Albrecht, der mittlere der drei Brüder Baumann, weigerte sich entschieden, das bedenklich gelockerte Seil zu erklimmen. In seiner Stelle stieg Jakobli, der Jüngste, in die Arena. Mit einem lumpigen, ausgedienten Besenstiel als Balancierstange bewaffnet, wagte das wendige, geschmeidige, federleichte Bürschchen das Kunststück, wie Tups aus der Artistengruppe sich in der Seilmitte zu überrollen und wie ein Stehaufmännchen wieder Stand zu fassen. Markus und ich wechselten vielsagende Blicke miteinander. Doch unsere Seiltänzerei nahm ein klägliches Ende. Durch Jakoblis Bravour ermutigt, stapfte nun auch ich das Leiterchen mit den zwei ausgebrochenen Sprossen hinauf. Oben angelangt, langte ich nach dem Bohnenstängel, löste mich zögernd vom Birnbaum, tastete auf dem Seil ein Schrittchen vor und dann noch eines; beim dritten verlor ich das Gleichgewicht und purzelte zu Boden. Unter dem Höllenschmerz einer Fußverstauchung wimmerte ich zum Steinerweichen. Markus und Albrecht hoben mich auf die Beine und führten mich stützend in ihre Wohnung, wo ich von Mutter Baumann mit essigsaurer Tonerde die erste Pflege erhielt, so daß ich nach zwei oder drei Stunden heldenhaft nach Hause humpeln konnte. Dort trug ich meinen Eltern zur Verwedelung des Seiltänzersturzes eine faustdicke Lüge vor.

Trotz allen Streichen, die freilich nur zu einem geringen Teil ans Tageslicht kamen, war Markus bei den Schulbehörden sehr gut angeschrieben. Wohl in deren Auftrag suchte der Rektor die Eltern Baumann zu bewegen, ihren aufgeweckten, fleißigen Sohn die Laufbahn eines Intellektuellen beschreiten zu lassen. Sie erklärten sich dazu ohne weiteres bereit, wobei ihnen in erster Linie der

Besuch des Lehrerseminars mit baldiger Anstellung und sicherem Einkommen vorschwebte.

Doch binnen kurzem fuhren harte Schicksalsschläge auf die Familie Baumann hernieder. Noch in schulpflichtigem Alter verloren die vier Geschwister nacheinander Vater und Mutter durch den Tod. Da sich keine Verwandten ihrer annahmen oder annehmen konnten, standen sie hilflos, nackt und von aller Liebe entblößt in der Welt. Markus kam als Verdingbube zu einem Bauern, bei dem er in schulfreien Stunden schwer arbeiten mußte. Nach dem Schulaustritt steckte ihn der Vormund bei einem ihm befreundeten Drechsler im Bucheggbergischen in die Lehre. Alles schien sich auf richtigem Wege zu befinden, und Markus verzeichnete anfänglich erfreuliche Fortschritte. Doch nach und nach empfand er Widerwillen gegen den ihm aufgedrängten Beruf, weil die einst künstlerisch anspruchsvolle Drechslerei mehr und mehr der maschinellen Schablonenarbeit verfiel. Der Meister schüttelte enttäuscht den Kopf, und der Lehrling versprach Besserung, ohne aber im Ernst daran zu denken, dem Handwerk Treue zu bewahren. Das Übel sah viel tiefer.

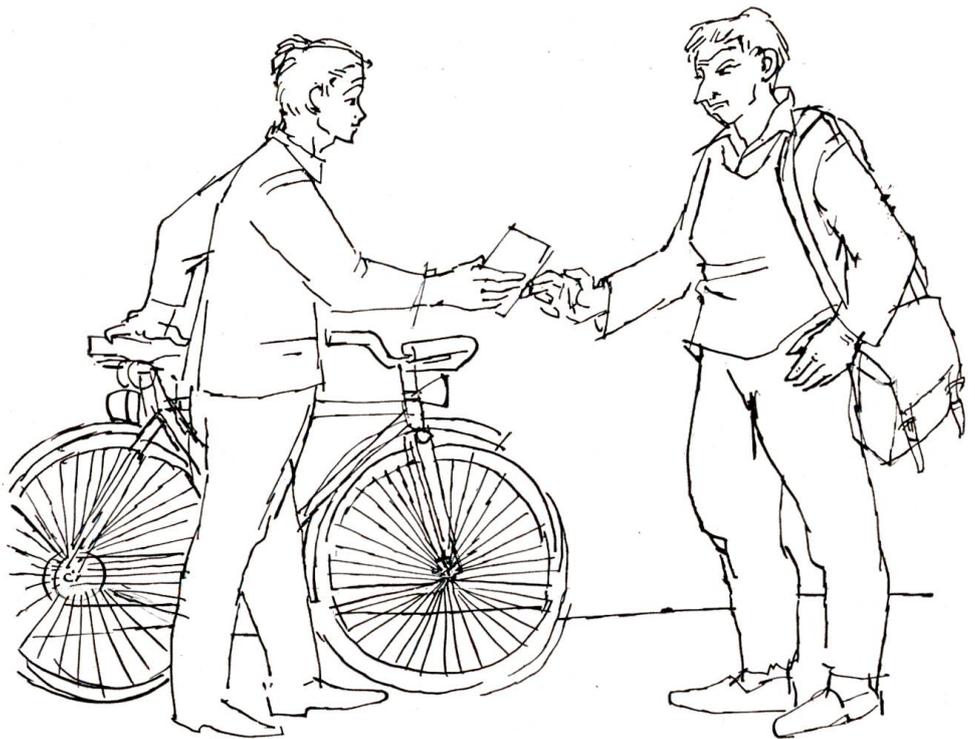
Markus Baumann litt an inwendiger Friedlosigkeit. Erlebnishungrig und abenteuerlustig, wie er war, träumte er von großen, unerreichbar fernem Dingen. Er glaubte sein Dasein verpfuscht und suchte, indes der Wurm der Verzweiflung in seinem jungen Holze fraß, nach irgendeinem Ausweg. In einer schlaflosen Nacht entschloß er sich zur Flucht. Auf der Gemeindefanzlei hob er seine Schriften ab, steckte sie zu sich, raffte seine kleinen Ersparnisse zusammen und bekundete an einem Samstagabend seinen Meistersleuten die Absicht, in der Morgenfrühe eine Wanderung durchs Limpachtal anzutreten. Dies aber war die reine Irreführung, denn seine wahren Pläne wiesen in ganz andere Richtung, nämlich nach Frankreich.

Der Durchbrenner kehrte nicht nach Hause zurück. Am Sonntag legte er zu Fuß eine beträchtliche Wegstrecke hinter sich. Die Nacht zum Montag verschlief er in einem Heuschaber in der Nähe des einstigen elterlichen Wohnortes, und am nächsten Morgen erstand er sich nach hartnäckigem Markten ein gebrauchtes Fahrrad zu mäßigem, in bar erlegtem Betrag. Dann begann das eigentliche Abenteuer. Markus rollte durch eine Klus

hinauf und radelte durch ein halbes Duzend jurassische Längs- und Quertäler. In einem Uhrmacherdorf fand er Unterkunft. Im stattlichen Gasthof des Ortes schloß sich ihm ein Fremder an. Im Laufe des bisweilen nur geflüsterten Gesprächs stellte sich heraus, daß sein Tischgenosse, ein ebenfalls noch junger Mann unbekannter Nationalität, illegal über die Grenze gekommen war.

Die Begegnung mit dem zwielichtigen Burschen paßte Markus ausgezeichnet in den Kram. Beider Sinnen und Trachten deckte und ergänzte sich: der eine, der Fremde, wünschte in den Besitz gültiger Ausweis-

papiere zu gelangen; der andere, Markus, war bereit, die seinen gegen angemessene Entschädigung zu veräußern; der eine wollte ansässig werden und festen Boden unter die Füße bekommen, während der andere im Begriff stand, sein Land zu verlassen. In einem einzigen Punkte trugen sie die gleiche Kappe: beide befanden sich auf der Flucht vor ihrem bisherigen Leben, auf der Flucht vor sich selber und vermutlich sogar vor der Polizei. Markus bot dem Fremden also Fahrrad und Heimatschein zum Kaufe an, worauf dieser, als hätte er just auf einen solchen Schick gewartet, sofort einging. Auf diese Weise vertauschten sie ihr Schicksal: Markus sank zum staatenlosen Gesellen herunter, indes der andere schmunzelnd den schweizerischen Bürgerbrief an sich nahm. Auch hinsichtlich des Fahrrades wurden sie ohne langes Feilschen zu einem Spottpreis einig. Von allen guten Geistern verlassen, schüttelte Markus Baumann am darauffolgenden Tag den Staub der verschacherten Heimat von den Schuhen, vagabundierte schriftlos über die Grenze und nahm Handgeld für die französische Fremden-



Markus bot dem Fremden also Fahrrad und Heimatschein zum Kaufe an

legion. Alles wickelte sich nach Strich und Faden ab; alles ging glatt ineinander auf.

Aber der üble Handel rächte sich bitter. Einige Wochen später, als Markus in Marokko bereits den ersten Höllengeruch der Fremdenlegion zu schmecken bekam, ereignete sich im jurassischen Uhrmacherdorf, wo mein Jugendgefährte zuletzt abgestiegen war, ein tödlicher Verkehrsunfall. Niemand im Orte kannte den von einem Lastwagen erfaßten und an eine Mauer geschleuderten Radfahrer. Die arg verstümmelte Leiche trug lediglich die Schriften des Markus Baumann auf sich. Da in jenen Tagen die Grenzüberwachung drohender französischer Unruhen wegen wieder einmal verschärft wurde, fanden die Behörden keine Zeit, sich mit der gründlichen Identifizierung des Opfers zu befassen. Der Tote wurde kurzweg eingesargt und christlich begraben.

Es muß ein wunderlicher Leichenzug gewesen sein, der sich unter dünnem Glockengeläute aus dem Dorf auf den Friedhof hinaus bewegte. Man sah keine Trauerkleider, keine Kränze und keine Blumen. Dem dunklen Gefährt folgten der Pfar-

rer sowie die eine und andere Amtsperson, denen sich unterwegs einige Frauen angeschlossen, die sich aus Neugier zu jeder Beerdigung einfanden. Niemand beweinte den jungen Mann vorn im rohgezimmerten, schmucklosen Sarg, weder Verwandte noch Bekannte, weder Freunde noch Berufskollegen. Die amtliche Ausschreibung hatte keinen von ihnen zu erreichen vermocht. Als das Gebet gesprochen war, kollerten lehmige Brocken ins Grab, und irgendwer, der wußte, daß wir alle, die auf Gottes schöner Erde wandeln, dem Kummer, der Sorge, der Krankheit, dem Unglück und dem Tode anheimfallen, warf ein grünes Zweiglein nach. Und als die Grube zugeschüttet wurde, wandte sich das kleine Leichengeleite wieder dem Dorfe zu. Durch eine verspätete Zeitungsnotiz erfuhren wir von Markus Baumanns tragischem Ende, und unser Obmann strich seinen Namen auf der Liste der Klassenkameraden mit einem Todeskreuzchen an.

Ungezählte Jahre gingen darüber ins Land. An einem Samstagnachmittag fanden wir uns mit den noch lebenden, doch längst pensionierten Lehrern wieder einmal zu einer Klassenversammlung zusammen. Vor deren Beginn streifte ich, da ich schon um die Mittagsstunde mit der Eisenbahn von auswärts eingetroffen war, ziellos durch die Straßen der inzwischen gewaltig angewachsenen Stadt. Im Gärtchen des Restaurants „Freie“ saßen Männer im wohligen Herbstlicht und tranken ihren Kaffee oder Feiertagschoppen. Im gemächlichen Vorüberschlendern fiel mir unter den Gästen ein Gesicht auf, das mir bekannt, sehr bekannt erschien, doch im ersten Augenblick versagte sich mir das Gedächtnis. Deshalb machte ich am Ende der Gasse kehrt und schritt den gleichen Weg zurück. Das Menschengeschlecht weist zahlreiche Doppelgänger auf, ganz so, als ob es dem Herrgott bei der Modellierkunst an seinen Geschöpfen bisweilen an Phantasie gebräche. Bei scharfem Hinsehen glaubte ich ihn richtig zu erkennen: wenn nicht alles trog, war es der mit Tod abgegangene Markus Baumann. Vor maßloser Verblüffung blieb ich mitten auf dem Trottoir wie versteinert stehen. Schließlich faßte ich mir ein Herz, betrat das Gärtchen, setzte mich in seiner Nähe an ein leeres Tischchen und warf ihm zunächst verstohlene, dann offene Blicke zu. Aber wie sollte ich

mit ihm anbinden? Diese Frage bereitete nun wirklich keine Schwierigkeit.

„Welch milder Spätherbst!“ sagte ich.

„Wie bei uns im Süden“, gab er ahnungslos Bescheid.

„So, so, wie bei Ihnen im Süden?“ hatte ich ein.

„Ja, genau.“

Markus hatte das Wort „genau“ schon in der Schule häufig verwendet und war deswegen oft geneckt worden.

„Irre ich mich nicht, so habe ich die Ehre, neben Herrn Markus Baumann zu sitzen“, freiste ich ihn noch enger ein.

„Genau so heiße ich. Und Sie? Wer sind denn Sie, wenn ich fragen darf?“

„Du erinnerst dich doch gewiß deines Schulkameraden und verunfallten Seiltänzers Gottfried Gasser?“

Jetzt leuchtete und blitzte es in Markus Baumanns Augen.

„Genau. Donnerwetter, daß ich dich nicht sofort erkannte! Wie konnte ich nur so mit Blindheit geschlagen sein! Entschuldige mich, bitte, alter Kumpen.“

„Nichts zu entschuldigen, lieber Freund; es ging mir ja nicht besser.“

„Es ist eben schon lange her, und in der Zwischenzeit haben wir uns doch wohl ein wenig verändert.“

Nun hob ein unerfüllliches Fragen und Antworten an, wobei wir beiden Jugendgefährten Markus Baumanns neuralgischem Punkt, seiner Flucht aus der Drechslerlehre, näher und näher rückten.

„Da bist du also von den Toten auferstanden; dieses Kunststück bringt nicht jeder fertig“, lockte ich ihn geschickt aus dem Busch.

„Genau. Man kann wirklich so sagen; denn ich komme geradenwegs von meinem Grabe.“

„Von deinem eigenen Grab? Merkwürdig, sehr merkwürdig.“

„Wie man es nimmt“, lächelte er spitzbübisch wie einst als zu allen Pöffen und Streichen aufgelegter Knabe.

„Du spannst mich auf die Folter. Bitte, übe Nachsicht und erlöse mich.“

„Soll geschehen.“

Bei einer Flasche Seewein, die wir uns zur Feier des Wiedersehens auftragen ließen, geriet Markus Baumann ins Erzählen:

„Über das eine und andere bist du ja bereits im Bild. Nach zehn Jahren Fremdenlegion, von denen ich diejenigen in Sidi-bel-Abbès zu den fürchterlichsten zähle, obwohl ich es dort bis zum Sergeanten brachte, verließ ich Afrika und schiffte mich nach Marseille ein. In der turbulenten Stadt betätigte ich mich zunächst als Casserolier, später als Concierge, zwischendrin sogar vorübergehend als Handlanger bei einem Dachdecker. Als ehemaliger Legionär beziehe ich vom französischen Staat eine bescheidene Rente, die mir die Übernahme einer Matrosenspelunke am Hafen ermöglichte. Nach anfänglichem Pech stellte sich langsam der Erfolg ein und heftete sich dauerhaft an meine Sohlen. Heute bin ich wohlbestallter Marseiller Hotelbesitzer. Ja, schau mich nur an, trotz meiner Lumpereien und Narben aus den Gefechten mit den eingeborenen Algeriern bin ich so etwas wie ein Herr geworden...“

„Ich beglückwünsche dich zu deinem Aufstieg“, unterbrach ich Markus.

„Nimm den alten Spötter nicht allzu ernst. Du weißt ja genau, wie ich es meine. Es ist nämlich bei weitem nicht alles Gold, was glänzt. Ich habe teures Lehrgeld bezahlen müssen, die Nachwehen der Legionsjahre spuken mir bei schlechtem Wetter jämmerlich in den Knochen, meine Gesundheit ist untergraben, und in der Seele wühlt die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat.“

„Was willst du? Du bist ja daheim.“

„Freilich, aber nicht als Schweizer, sondern als ein im Dienste der Fremdenlegion anerkannter Franzose. So stehen die Dinge.“

„Hält es denn so schwer, wieder in den Besitz deiner Papiere zu gelangen?“

„Ja, ich habe mit meinen Abenteuern manches verdorben, manche Türen hinter mir zugeschlagen und mir sogar den bleibenden Aufenthalt in der Heimat verläppert.“

„Das läßt sich ordnen. Darf ich meine Beziehungen zur kantonalen Justizdirektion zu deinen Gunsten spielen lassen?“

„Warum nicht, wenn du dir davon Hilfe versprichst?“

„Ich will es versuchen. Meine Hand darauf.“

„Ach, ich habe schon so viele vergebliche Schritte unternommen. Mit meinem französischen Ausweis reiste ich bereits vor Jahren legitim in die Schweiz ein. In Noirmont und dort herum fahndete ich nach dem Mann, dem ich seinerzeit mein Fahrrad und meine Schriften verkauft habe.“



Mehr als einen, der sich vor Furcht und Schrecken gefeit glaubte, überließ die Gänsehaut

Durch Zufall hörte ich von einem Verkehrsunglück, dem jener zum Opfer gefallen war, und wurde an sein Grab gewiesen. Kannst du dir vorstellen, welcher Schauer mich packte, als ich auf dem Holzkreuz, unbeholfen eingerichtet, meinen Namen, mein Geburts- und Fluchtjahr las? Seither bin ich zu verschiedenen Malen gedankenvoll, betrübt, verhärtet, verzagt, den Tod vor Augen und mit mir selber zerfallen an meinem Grabe gestanden. Ich werde erst Rast und Ruhe finden, wenn es aufgehoben und aus der Welt verschwunden sein wird.“

Markus Baumann ließ sich überreden, unserer Klassenzusammenkunft beizuwohnen. Ich sehe noch heute das ungläubige, verstörte Aufblicken und befremdete Verstummen der schon versammelten Teilnehmer, als der totgesagte Schulkamerad unter der Türe auftauchte. Mehr als einen, der sich vor Furcht und Schrecken gefeit glaubte, überlief die Gänsehaut. Es dauerte eine geraume Weile, bis ein freudiges Händeschütteln die Verwirrung glättete. Einem unserer betagten Lehrer, dem Rektor, der einst bei Markus Baumanns Eltern im Auftrag der Schulbehörde ermutigend vorgeprochen hatte, schimmerte bei der Begegnung mit dem wiedergefundenen einstigen Schüler sogar etwas Feuchtes an den Augenwimpern.

Auch das ist möglich. Auf einer kleinen Station hatte Mynona einen gewaltigen Disput mit dem Bahnhofsvorsteher. Dem armen Dichter war das Gepäck abhanden gekommen, nicht im Packwagen war es zu finden, nicht im kleinen Gepäckraum, nirgends. Wahrscheinlich war es unterwegs liegengeblieben, und Mynona verlangte, daß eiligst danach recherchiert würde, telegraphiert, gar ein Sonderzug eingelegt würde, die Koffer heranzuschaffen.

Alles lehnte der Vorsteher ab, aber hartnäckig bestand Mynona auf seiner Forderung. Bis es schließlich dem Beamten zuviel wurde. Wütend fuhr er auf: „Was fällt Ihnen denn eigentlich ein! Sie halten mich wohl für einen Dummkopf?“

Beschwichtigend rieb sich Mynona die Nase: „Gewiß nicht, aber ich kann mich ja auch irren.“

Der Sinkende Bot an seine Leser

Dem letzten Jahrgang unseres Kalenders legten wir eine Fragekarte bei, um unsern Lesern Gelegenheit zu geben, sich einmal zu der Gestaltung des Kalenders zu äußern. Hier möchten wir nun kurz berichten, was sich aus der Umfrage ergeben hat.

An die Spitze stellen möchten wir unsern herzlichsten Dank! In unerwartet großer Zahl, zu vielen Hunderten, erreichten uns die Antwortkarten, und es war für uns erfreulich, zu sehen, wie sehr der Kalender geschätzt wird. Herzlichen Dank für alle die freundlichen Worte, herzlichsten Dank aber auch für die vielen Anregungen und Hinweise, die wir entgegennehmen durften!

Unsere drei Hauptabschnitte „Das Bernbiet ehemals und heute“, die „Gedenktafel“ und die „Welt-



Auch den Umgang mit Tieren muß ein Feuerwehmann beherrschen
Photo W. Indegger, Bern